

Stefan Elit, *Lyrik. Formen – Analysetechniken – Gattungsgeschichte*. Fink, Paderborn 2008. 249 S., € 18,90.

Kristin Felsner / Holger Helbig / Therese Manz, *Arbeitsbuch Lyrik*. Akademie Verlag, Berlin 2009. 297 S., € 19,80.

Christoph Hönig, *Neue Versschule*. Fink, Paderborn 2008. 264 S., € 16,90.

Einer der Nebeneffekte der Reform der geisteswissenschaftlichen Studiengänge ist ein wahrer Boom propädeutischer Literatur: In einer mittlerweile kaum mehr überschaubaren Zahl sind in den vergangenen Jahren neue Bücher erschienen, die studentische Leser in Fachdisziplinen, Epochen, Gattungen etc. einzuführen und ihnen das jeweilige Grundlagenwissen in möglichst komprimierter und übersichtlicher

Form zu vermitteln versprechen. Die Studierenden können oft zwischen mehreren neuen Titeln zu einem Thema wählen. Abgesehen von der dadurch entstandenen Unübersichtlichkeit des Angebots auf dem Buchmarkt wird dies längerfristig zur Folge haben, dass ältere Lehrbücher nach und nach verabschiedet und durch neue ersetzt werden. Mithin ist es umso wichtiger, dass die neue propädeutische Literatur einer kritischen Überprüfung unterzogen wird. Schließlich ist der Einfluss, den solche Bücher auf Studierende ausüben können, nicht zu unterschätzen.

Im Folgenden wird es um drei neue germanistische Lehrbücher zur Lyrik gehen, und zwar um zwei im Wilhelm Fink Verlag erschienene Bände aus der UTB-Reihe ‚Bachelor-Bibliothek‘ sowie um einen Band aus der Reihe der ‚Studienbücher Literaturwissenschaft‘ des Akademie Verlags. Zu Beginn sollen zwei Stichproben zeigen, wie diese Bücher erstens studentischen Bedürfnissen entgegenkommen und wie sie zweitens mit einem spezifischen fachlichen Problem umgehen, das im Kontext der Studiengangsreform an Relevanz gewonnen hat. Man nehme also zunächst an, ein Student wollte sich über Freie Verse informieren – ein insbesondere aufgrund der nicht unproblematischen Abgrenzung Freier Verse von Freien Rhythmen nicht unwahrscheinlicher Fall. Konsultiert dieser Student nun Stefan Elits *Lyrik*-Band, stößt er auf einen Abschnitt aus Trakls *Grodek*, anhand dessen ihm Freie Verse als „reimlose, in der Silbenzahl stark variierende Verse [...], die hinsichtlich der Betonungsgrößen [...] frei verfahren“ (S. 178) erläutert werden: eine so zutreffende wie verständliche Definition. Sehr hilfreich ist, dass ihm mit Abschnitten aus Stadlers *Aufbruch* und Stramms *Patrouille* zudem Beispiele für freirhythmische, aber noch gereimte Langverse einerseits und prosaische Lyrik andererseits geboten werden. Der Student kann sich so ein gutes Bild von den verschiedenen Möglichkeiten metrisch ungebundener Verse machen. Und über Freie Rhythmen kann er sich an anderer Stelle anhand einer Analyse der frühen Fassung von Klopstocks *Frühlingsfeier* informieren; dabei werden die Unterschiede zwischen Freien Rhythmen und Freien Versen auch noch einmal explizit benannt. Die Unsicherheiten des Studenten dürften damit also beseitigt sein.

Zieht der Student das *Arbeitsbuch Lyrik* von Kristin Felsner, Holger Helbig und Therese Manz zu Rate, ist das Ergebnis ebenfalls positiv, denn hier wird er kaum weniger ausführlich und differenziert informiert. Da der Abschnitt über Freie Verse direkt auf den über Freie Rhythmen folgt, werden die Unterschiede möglicherweise sogar noch plastischer. Hilfreich ist zudem, dass am Ende des Kapitels die verschiedenen Typen unregelmäßiger Verse im Überblick geboten werden. Allerdings ist dabei eine Ungenauigkeit unterlaufen: Liest man zunächst korrekt, der Begriff Freie Verse werde „nur für Gedichte verwendet, die ab dem späten 19. Jahrhundert entstanden sind“ (S. 53), heißt es in der Übersicht, Freie Verse seien „nur aufzufinden bei Gedichten

der Gegenwart“ (S. 54). Ansonsten dürften aber auch hier keine Fragen offenbleiben.

Nimmt der Student nun jedoch die *Neue Versschule* Christoph Hönigs zur Hand, die ihrem Titel nach für die Beantwortung derartiger Fragen besonders einschlägig sein müsste, wird es problematisch, und zwar zunächst einmal deshalb, weil dieses Buch über kein Begriffsregister verfügt. Der Student muss sich also selbst auf die Suche machen. Hat er eine (von zwei) diesbezüglichen Passagen dann gefunden, liest er: „**Freie Verse (vers libres)** erscheinen ausgesprochen selten. Sie sind zwar (wie die Freien Rhythmen) in der Zeilenlänge frei, aber (im Gegensatz zu den Freien Rhythmen) durch den Endreim gebunden. Die Reime sind freilich oft sprunghaft“ (S. 85). Offenbar versteht Hönig den Begriff also so, wie er in der französischen Metrik verwendet wird, jedoch nur in einer seiner beiden Bedeutungen, nämlich in der auf die entsprechende Form des 17. Jahrhunderts bezogenen (für die sich in der deutschen Metrik längst die Bezeichnung Madrigalverse durchgesetzt hat). Die zweite, auf den frei rhythmisierten, reimlosen Vers seit dem 19. Jahrhundert bezogene Bedeutung scheint er gar nicht zu kennen, obwohl dies die in der deutschen Literaturwissenschaft spätestens seit den 1960er Jahren gängige Bedeutung ist. Mithin ist der Verfasser der *Neuen Versschule*, anstatt Klarheit zu schaffen, der Mehrdeutigkeit des Begriffs selbst auf den Leim gegangen. Doch damit nicht genug. Denn Hönig fügt hinzu: „Zunehmend ersetzt der Begriff Freie Verse den Begriff Freie Rhythmen. Das ist nicht korrekt, weil auf diese Weise eine eigene Versform, der *vers libre*, ins Abseits gedrängt wird“ (ebd.). Man reibt sich die Augen: Hönig – der den Begriff selbst auf äußerst fragwürdige Weise verwendet – macht also der Forschungsliteratur den Vorwurf, mit der Begrifflichkeit „nicht korrekt“, nämlich anders als er, umzugehen. Ganz abgesehen davon, dass dies an Unverschämtheit grenzt, fragt man sich, welchen Wert ein Lehrbuch, das derart unzulänglich informiert und außerdem unberechtigte Vorwürfe gegen andere Literatur erhebt, für Studenten haben soll. Das einzige, was man hier lernen kann, ist, wie man auf keinen Fall mit mehrdeutiger Begrifflichkeit umgehen sollte.

Als zweite Stichprobe soll der Frage nachgegangen werden, wie die drei Bücher die Lyrik der Frühen Neuzeit behandeln – eine Frage, die sich umso dringender stellt, als die frühneuzeitliche Literatur ja insgesamt Gefahr läuft, in den neuen Studiengängen noch weiter an den Rand gedrängt zu werden als zuvor.

Davon kann in Elits Band jedoch keine Rede sein, denn seine Darstellung der Geschichte der deutschen Lyrik setzt mit einem „Aufbaumodul“ über „Traditionslinien im 16. Jahrhundert“ ein. Geradezu vorbildlich wird hier in die metrischen Systeme von Meistersang, Kirchen- und Volkslied eingeführt, ja mit dem Knittelvers darüber hinaus sogar in den Vers der epischen und dramatischen Literatur der Zeit. Ein weiteres Aufbaumodul ist dann „Renaissance und Barock“ gewid-

met; es beginnt mit Weckherlin und endet mit den galanten Autoren. Damit ist die deutschsprachige Lyrik der Frühen Neuzeit großräumig abgedeckt. Der Eindruck, diese beginne erst mit Opitz oder gar Klopstock, kann somit gar nicht erst aufkommen.

Anders das *Arbeitsbuch Lyrik*, wo man auf folgende Passage stößt: „Die Geschichte der deutschen Lyrik von dort [dem 10. Jahrhundert] bis zum 16. Jahrhundert wird – den disziplinären Konventionen entsprechend – von der Mediävistik behandelt. Die ‚Zuständigkeit‘ der Neueren deutschen Literaturwissenschaft setzt innerhalb der Frühen Neuzeit ein, nämlich mit dem Barock“ (S. 27). Über diese Grenzziehung könnte man streiten, denn wie bereits der Vergleich mit Elit zeigt, stehen die Zuständigkeiten keineswegs so eindeutig fest, wie es hier suggeriert wird. Davon abgesehen wird im *Arbeitsbuch Lyrik* mit dem 17. Jahrhundert aber immerhin die zweite Phase der Frühen Neuzeit differenziert behandelt. Insgesamt kann man sich über eine Vernachlässigung dieser Epoche also auch hier nicht beklagen.

Schließlich die *Neue Versschule*: Hier spielt der Begriff Frühe Neuzeit gar keine Rolle. Der Verfasser zieht es vor, gleich mit der größeren Kategorie der Neuzeit zu operieren, wobei 16. und 17. Jahrhundert aber fast vollständig unter den Tisch fallen. Immerhin stößt man nach längerem Suchen mit Andreas Gryphius auf einen zentralen frühneuzeitlichen Lyriker. Über ihn kann man bei Hönig folgendes lesen: „**Gryphius**, der größte deutsche Barockdichter aus Schlesien hätte – wäre Deutschland nicht im Dreißigjährigen Krieg verheert und zerstört worden – ein deutscher Shakespeare werden können“ (S. 87). Dem liegt freilich eine Vorstellung von dem Konnex zwischen Zeitgeschichte und literarischer Produktivität zugrunde, die man in ihrer Naivität eher in einer Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts als in einer *Neuen Versschule* aus dem beginnenden 21. Jahrhundert erwartet hätte.

So weit die Stichproben. Teilweise vertiefen sich die dabei gewonnenen Eindrücke, wenn man die drei Bücher am Stück liest; glücklicherweise aber eben nur zum Teil. Um zunächst das Unerfreuliche zu sagen: Hönigs *Neue Versschule* ist nicht nur punktuell, sondern insgesamt höchst problematisch. Schon allein die wichtigste Aufgabe eines solchen Buches, nämlich das Vermitteln von Faktenwissen über Verse, erfüllt sie nicht überzeugend, auch über den angeführten Fall hinaus. Zu viele – teilweise auf systematischen Schwächen beruhende – terminologische Ungenauigkeiten beeinträchtigen die Brauchbarkeit dieses Buches. Einige weitere Beispiele: Das Gryphius-Sonett *An die Welt* sei „vom italienischen bzw. französischen Typ“ (S. 87), Alexandriner bestünden „aus sechsfüßigen Jamben“ (S. 88), Daktylen und Trochäen seien „drei- und zweihebige Versmaße“ (S. 95) etc. In einer Versschule wirkt so etwas natürlich fatal. Doch das Buch krankt auch an Darstellungsschwächen: Statt didaktisch aufbereitetes Material zum Thema werden in einem zweiten Teil nicht weniger als acht geschwätzig „Essays“ des Verfassers geboten, in denen beispielsweise die – von nie-

mandem bezweifelte – ursprüngliche Mündlichkeit der Weltkulturen von Ägypten bis Bali und von Buddha und Sokrates („einer der wenigen wahrhaft maßgebenden Menschen“ [S. 227]) bis ins 19. Jahrhundert umständlich und hemmungslos undifferenziert belegt wird. Darüber hinaus verfügt das Buch, wie bereits erwähnt, weder über ein Register noch über ein Glossar. Auch Marginalien und Abbildungen – die in den anderen beiden Büchern geschickt eingesetzt werden – gibt es hier nicht; stattdessen nur Hervorhebungen durch Unterstreichungen und hässlichen Fettdruck. Die Bibliographie ist ein Skandal an Unvollständigkeit: Wichtige Literatur fehlt, ja noch nicht einmal alle vom Autor zitierten Bücher werden aufgelistet. Und man wüsste zu gerne, woher Hönig beispielsweise sein Halbwissen über außereuropäische Kulturen bezogen hat. Dazu kommt der Stil des Verfassers, der offenbar bemüht war, möglichst unakademisch-„flott“ zu schreiben. Was dabei jedoch herausgekommen ist, ist ein schlampiger, im schlechten Sinne journalistischer, oft pathetischer und nicht selten auch latent esoterischer Stil. Ein Beispiel: Robert Gernhardt „erdichtet 1981 perfekt gestaltet das total satirische, ultimative Gedicht“ (S. 89). Gernhardt hätte sich über diese Stilblüte vermutlich sehr amüsiert. Ein anderes Beispiel: „Offen sein, empfänglich werden: So entsteht vielleicht ein weiter Empfindungsraum in Ihnen. So können Sie etwas Neues aufnehmen. Und so lassen Sie sich durch die Antriebskraft des sprachlichen Kunstwerks vielleicht hineinführen in die Empfindungs- und Gedankenwelten eines anderen Menschen, sein ‚lyrisches Ich‘“ (S. 187). Das klingt eher nach einem Erbauungsbuch als nach einer Versschule.

Dies alles ist umso ärgerlicher, als der Verfasser sein Buch vollmundig als „ein präzises *Werkzeug*“ ankündigt, „mit dem man handwerklich sicher und solide arbeiten kann“ (S. 10) und immer wieder gegen andere Lehrbücher polemisiert, die sich „fast so“ läsen „wie die Paragraphen des Strafgesetzbuches“ (S. 9). Selten haben Anspruch und Wirklichkeit derart weit auseinandergeklafft. Man könnte zu diesem Buch noch viel sagen. Hier nur noch dies: Indem sie fehlerhaft, oberflächlich und zugleich anmaßend in ihrem Anspruch ist, bestätigt Hönigs *Neue Versschule* die schlimmsten Vorurteile gegenüber der neuen propädeutischen Literatur. Vor diesem Buch also muss gewarnt werden.

Glücklicherweise ist mit Stefan Elits *Lyrik*-Band in demselben Verlag, ja sogar in derselben ‚Bachelor-Bibliothek‘ gleichzeitig eine durch und durch solide Einführung in die deutschsprachige Lyrik und ihre Analyse und Interpretation erschienen. Anders als der *Neuen Versschule* merkt man diesem Buch in der Tat positiv an, dass es aus der Lehrerfahrung seines Autors hervorgegangen ist, der außerdem, anders als Hönig, genau weiß, was er seinen Vorgängern verdankt und auch dementsprechend mit ihnen umgeht. Die Gliederung des Bandes ist übersichtlich und auch konzeptionell überzeugend: Auf drei ‚Basismodule‘ („Grundzüge der Gattung“, „Grundfragen der Metrik“ und

„Schritte der Lyrikanalyse“) folgen sechs ‚Aufbaumodule‘, die historisch angelegt sind und, jeweils anhand gut gewählter Beispiele, die deutsche Lyrik vom 16. Jahrhundert bis in die unmittelbare Gegenwart behandeln; der Gegenwartslyrik wird mit einem ausführlichen Kapitel zu Durs Grünbein sogar eine besondere Aufmerksamkeit zuteil. Alle Module werden mit einer Zusammenfassung, Literaturhinweisen sowie einem Analysebeispiel mit dazugehörigen, von den Lesern selbst zu beantwortenden Fragen abgeschlossen; die Lösungen finden sich am Ende des Buches. Dafür wird jeder Studierende dankbar sein, ebenso für die zahlreichen Abbildungen, die die Darstellung noch anschaulicher machen. Das didaktische Konzept dieses Buches ist also durchaus schlüssig. Bedauerlicherweise glaubt der Wilhelm Fink Verlag aber offenbar, einem Bachelor-Studenten wären nicht mehr als 250 Seiten Lektüre zuzumuten. Insofern ist es nicht dem Verfasser anzulasten, dass einiges nur angerissen werden kann; eher ist es bemerkenswert, wie viel er auf dem kleinen ihm zur Verfügung stehenden Raum untergebracht hat. Geringfügige Einschränkungen betreffen den Stil, der stellenweise etwas ungenau ist. Ein Fehler ist bei der graphischen Darstellung der Strophenform eines Meisterlieds unterlaufen (S. 43), und bei der Muster-Interpretation des Grünbein-Gedichts *Erklärte Nacht* sollte zumindest kurz auf Arnold Schönbergs Komposition *Verklärte Nacht* verwiesen werden; nicht zufällig ist schließlich im Gedicht von Musik die Rede. Aber alles dies könnte in zukünftigen Auflagen leicht verbessert werden. Insgesamt kann man dieses Buch durchaus empfehlen.

Auch dem *Arbeitsbuch Lyrik* merkt man deutlich an, dass es aus intensiver Lehrerfahrung hervorgegangen ist. Darüber hinaus wurde es – wie es im „Nachsatz“ heißt – „unter ständiger studentischer Aufsicht geschrieben“ (S. 297). Und dies ist ihm zugute gekommen: Den studentischen Bedürfnissen (und nicht nur diesen) kommt es in der Tat sehr entgegen. Was Übersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung betrifft, bleiben hier keine Wünsche offen. Dass manches nicht vertieft werden konnte, kann wiederum nicht den Verfassern zum Vorwurf gemacht werden; immerhin hat der Akademie Verlag ihnen 50 Seiten mehr zur Verfügung gestellt als der Wilhelm Fink-Verlag seinen Autoren.

Anders als Elits *Lyrik*-Band ist das *Arbeitsbuch Lyrik* systematisch angelegt: In vierzehn Kapiteln werden Grundfragen wie *Was ist ein Gedicht?* und *Wie interpretiert man ein Gedicht?*, formale Aspekte (unter anderem Metrik, Strophenformen sowie Bild-Text-Beziehungen), zentrale einzelne Gattungen (Lied, Sonett und Ballade) sowie – nicht leicht zu vermittelnde – Aspekte wie die Rolle von Kon- und Intertexten bei Analyse und Interpretation anhand von Beispielen aus verschiedenen Epochen abgehandelt. Wie bei Elit findet man auch hier am Ende jedes Kapitels Beispielanalysen, von den Lesern selbst zu lösende Aufgaben und (hilfreich kommentierte) Lektüreempfehlungen. In den einzelnen Kapiteln gehen die Autoren didaktisch oft ausge-

sprochen geschickt vor: So etwa in dem Kapitel über Rhetorik und Lyrik, das von zwei Fotografien ausgeht, die Martin Luther King und Oskar Pastior in ähnlicher Vortragspose zeigen. Auch die Auswahl der Beispieltexte ist durchweg gelungen, da diese immer anschaulich, selten aber durch allzu häufige Verwendung in didaktischen Zusammenhängen abgegriffen sind und sie außerdem nie zum bloßen Belegmaterial degradiert werden. Eine besondere Erwähnung verdienen die jeweils am Beginn der Kapitel platzierten Abbildungen: Sie sind ebenfalls allesamt gut gewählt und haben, da sie in den folgenden Kapiteln immer eine Rolle spielen, nie nur schmückende Funktion. Auf die Auswahl des Materials wurde offenbar also viel Sorgfalt verwendet – und das zahlt sich aus. Ebenso positiv hervorzuheben ist der umfangreiche ‚Serviceteil‘ am Ende des Bandes; er bietet – zusätzlich zu der im Anhang aufgeführten zitierten Literatur – eine umfangreiche Bibliographie zum Thema. Ungenauigkeiten der Art, wie sie bei der ersten Stichprobe erkennbar wurden, sind selten. Die Empfehlung allerdings, die Funktion eines Klangeffekts immer nur dann zu beschreiben, „wenn ein Zusammenhang von Inhalt und Klangeffekt ersichtlich ist“ (S. 72), ist, so formuliert, fragwürdig; schließlich gibt es gerade in der Lyrik nicht wenige Fälle, in denen Euphonie um ihrer selbst willen erzeugt wird – „*de la musique avant toute chose*“ –, und dies verdiente dann doch auch eine Erwähnung. Und auch die Definition des Lautgedichts – „Gedichte, die gezielt mit dem phonetischen Material der Sprache spielen und damit Sinn erzeugen“ (ebd.) – ist nicht ganz treffend; oft geht es den Autoren solcher Texte gerade darum, mit den Mitteln des Klangs den Sinn zu unterlaufen oder zumindest den Klang gegenüber dem Sinn zu privilegieren. Doch das sind nur Kleinigkeiten. Insgesamt ist das *Arbeitsbuch Lyrik* sehr überzeugend. Wäre alle neue propädeutische Literatur so gut gemacht, bestünde kein Anlass zur Sorge.

Universität München
Institut für Deutsche Philologie

Frieder von Ammon

Schellingstraße 3
D-80799 München

frieder.vonammon@gmx.net